

(Nachdruck verboten.)

49) Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautskij.

Johanna zuckte die Achseln. „Natürlich, und dann will ich mein Kind auch selbst haben; den ganzen Tag freu' ich mich d'rauf — und die Beperl freut sich auch — und auf den Vater erst — und sie ist g'wöhnlich sehr brav — g'rad heut — na ja, steck' nur Dein Daumerl in 'n Mund — so — das ist auch gut — und jetzt schlaf' hübsch.“ Johanna neigte sich zärtlich über die Kleine, die sich beruhigt hatte, und küßte sie.

„Na, und wie wird's denn werden, wenn Sie ein Zweites haben, werden's dann auch in die Versammlungen gehen?“ forschte die Hübsche etwas höhnisch.

„Dann hört's natürlich von selbst auf, aber heut' — wo so viel auf dem Spiel steht, wo sich's entscheidet —“

„Gott sei Dank — werd' ich froh sein, wenn die G'schicht' einmal aus ist —!“ rief die Zunge, ihrem Temperament nachgebend, in hitziger Weise. „Das war mir schon z' dumm. Diese ewigen Wahlbesprechungen, diese Versammlungen und dabei die Schreibarbeit, bis spät in die Nacht — der Meinige hat keine Zeit mehr zum Essen g'habt, keine Zeit mehr zum Schlafen — wenn einer so schwer arbeit' und dann noch d a s dazu — wozu hat man denn dann einen Mann —“

Die vom Nachbartisch, die der lauter werdenden Sprecherin zugehört, lachten belustigt auf, und ein kleiner schwächlicher Jüngling mit einem markanten Gesicht rief:

„Na ja, die Kathi will halt nit teilen, die braucht ihren Mann für sich ganz allein, die laßt ihn nit aus.“

Kathi schnitt ihm eine Frage: „Gengen's, Ihnen laßet i aus — wenn Sie der Meinige wären — jede Nacht müßten's anderswo a'schütieren.“

„Da hast es,“ lachten die Männer.

„Der Schnabel,“ flüsterte eine ältere Frau ihrer Nachbarin zu. Und zur Kathi gewendet, sagte sie: „Von der Agitation hab' ich dem Meinigen nie abg'redet, nit in der ersten Zeit, nit jetzt, wo wir fünf Kinder haben, das hätt' ich nie über's Herz 'bracht, und heut' hätt' ich auch nicht daheim bleiben mögen, g'rad' wie die Frau da.“

„Jeder hat sein' eigne Manier,“ entgegnete die Kathi, immer gereizter. „Z dent', wenn man amal Kinder hat, dann hört das auf — und ob wir um a Stund' früher oder a Stund' später die G'schicht' erfahren — d'rauf kommt's nit an — bei uns nit, das geht doch eigentlich nur die Männer was an.“

„Eigentlich ja,“ sekundierte ihr eine Zweite.

„Oho!“ protestierten die übrigen Frauen, die der Auseinandersetzung gefolgt waren.

Johanna, die über ihr Kind gebeugt geblieben, blickte jetzt auf, die dunklen Augen funkelten in dem blassen Gesicht.

„Sie wissen nicht, was Sie reden . . . begann sie schwerfällig, als ordnete sie ihre Gedanken nur mühsam zu Sätzen, aber ihre Erregung riß sie mit fort. „'s geht nur die Männer an — so — das is ja g'rad, als ob wir nicht alle unter der Ausbeutung leiden müßten — Männer — Weiber — Kinder — die Ungeborenen sogar — und wenn die Männer im Kampf vorausstehen — und zuerst getroffen werden — und welchen Gefahren sind sie nicht ausg'setzt! — heut' haben's Arbeit, morgen haben's keine — dann kommen die Streiks — d'rauf folgen die Entlassungen — oder wie, wenn's durch die Maschin' gleich ganz zu Krüppeln werden — wer hat dann die Kinder am Hals? — Wir Weiber — wir, wir haben für sie zu sorgen — wir haben nicht nur uns zu ernähren, sondern auch die Kinder — und die Männer dazu! Und d'rum geht das uns g'rad' so an, wie sie — und jedes Recht, jede kleine Verbesserung haben wir mit erkämpft, mit erkauft unter tausend Entbehrungen — und wir halten es fest — wir wollen noch mehr — und wenn sich's um Sieg oder Niederlage handelt, wie heut', dann wird auch uns jede Minute zu einer Ewigkeit. Da kann man nicht ruhig zu Haus sitzen und warten — da ist's einem nicht gleichgültig, ob man's um eine Stund' früher oder später erfährt — mir wenigstens nicht — mir nicht —!“

Sie hatte, während sie sprach, vor sich hin blickend, die Brotkrumen am Tisch mit einer Hand eifrig zusammen ge-

strichen, jetzt legte sie sie mit einem Ruck herunter — ihre Hand zitterte.

Die Lehrerin tätschelte sie beruhigend auf die Schulter. „Die Kathi hat's nicht böf' gemeint, sie ist jung, denk' nur an sich, das Solidaritätsgefühl muß ihr erst eingepaukt werden.“

„Was hab' ich denn überhaupt g'sagt?“ entgegnete Kathi, von dieser leidenschaftlichen Zurechtweisung betroffen. „Mir andres, als daß ich froh sein werd', wenn die G'schicht' einmal an End' hat.“

„Sie hat kein End', sie kann kein End' haben, denn sie fangt erst an!“ erwiderte Johanna barsch und entschieden.

„Das ist eine Wehrhafte,“ wandte sich Fräulein Schwarz lächelnd an Luise, die, nachdem sie sich gefättigt, mit Staunen und wachsendem Interesse den Vorgängen gefolgt war. „Wenn in der Partei nur mehr solche wären, die die Notwendigkeit eines festen Zusammenschlusses so gut begreifen würden, wie sie,“ und leiser, wie in heimlicher Bewunderung, flüsterte sie Luise zu: „Sie ist so tüchtig, sie hat unter ihren Arbeitskolleginnen bereits eine Art Organisation zusammengebracht.“

„Was haben Sie für eine Arbeit?“ fragte Luise, sich direkt an Johanna wendend.

Diese erzählte ihr, daß sie als Falzerin in einer Buchbinderei beschäftigt sei, schon seit Jahren. Sie arbeite in Stücklohn und könne mit der Maschine täglich 4000 Bogen falzen, ja auf 5000 habe sie es schon gebracht.

„Auf einen Gulden vierzig Kreuzer bin ich im Tag gekommen,“ fügte sie nicht ohne Stolz hinzu. „Es sind wenige, die so viel verdienen, das spürt man im Haushalt.“

„Sie spüren's auch an der Gesundheit,“ tadelte die Lehrerin, und zu Luise gewendet, sagte sie: „In dem Betrieb haben's nur junge Mädeln, weil dabei keine alt wird. Ich sag' Ihnen, Johanna, es ist die höchste Zeit, daß Sie ausspannen.“

„Will ich auch, in den letzten Wochen hab' ich nur mehr 2000 gefalzt und wenn jetzt das Kind kommt, dann — mein Mann will, ich soll überhaupt zu Hause bei den Kindern bleiben — ich möcht's ja auch — und jetzt sind wir aus den Schulden heraus, jetzt können wir's probieren. Solange nicht Krankheit oder sonst ein Unglück uns trifft, wird's vielleicht gehen. — Was haben denn Sie für eine Arbeit?“ fragte sie Luise in freundlicher Neugier.

Diese erröte stark. „Sch!?“

„Das Fräulein ist wahrscheinlich Comptoiristin oder Lehrerin,“ beeilte sich die gute Schwarz zu sagen, die ihre Verlegenheit merkte.

Luise verneinte, und voll bitterer Verbe, die sich selbst anklagt, sagte sie: „Ich habe keine Arbeit — ich habe mein Leben nichts gearbeitet — auch nichts gelernt, womit ich mir etwas verdienen könnte . . . Und nun muß es doch sein, und ich suche Arbeit und ich würde alles nehmen, das ehrlich ist — ich würde mich mit dem Geringsten begnügen, wenn es —“ sie stockte, „nur Brot!“ fügte sie leiser hinzu, während sie mit einem unfählich flehenden Ausdruck die Arbeiterin ansah, als wäre sie die einzige, die ihr helfen könnte.

Diese verstand sie.

„Wenn Sie in die Fabrik gehen wollen, ich könnte Sie schon rekommandieren. Ledige junge Mädeln nehmen sie gern und jetzt vor Ostern ist mehr zu thun. Aber die ersten vierzehn Tage werden Sie nicht bezahlt, Sie müßten erst eine Unterweisung bekommen.“

„Nicht bezahlt? Dann weiß ich mir nicht zu helfen!“

Es klang schier verzweifelt.

Johanna sah sie mitleidig an. „Wenn ich Sie anleite, dann werden Sie's vielleicht früher erlernen. Sie sind ja geschick, aber es werden Monate vergehen, ehe Sie's höher als auf Zweitausend bringen — das braucht Übung.“

Luise senkte den Kopf noch tiefer unter einem Seufzer. Da fühlte sie eine kleine, weiche Hand, die die ihrige drückte, und eine sanfte Stimme flüsterte ihr ins Ohr: „Nehmen Sie's nur an, an der Johanna werden Sie eine gute Lehrmeisterin haben und mehr noch, wir werden Ihnen schon über die erste Zeit hinweghelfen.“ Und als Luise die Sprecherin überrascht ansah, nickte sie mit ihrem traurigen Lächeln ihr zu: „Ich kann mir schon denken, wie Ihnen zu Mute ist — mir ist's ähnlich ergangen, wir sind ja alle so wenig ausgerüstet fürs Leben, und ich wär'

welche Gefahr für ein junges Mädchen eine solche Notlage in sich schließt. Nehmen Sie's nur — das ist ehrliche Arbeit, reinliche Arbeit."

"Dank!" Luise drückte die Hände ihrer neuen Freundin, ihre Augen standen voll Thränen, und zu Johanna gewendet, sagte sie: "Wollen Sie mich also als Lehrling annehmen?"

Johanna nickte ihr zu. "Wir haben keine Lehrlinge, nur Anfängerinnen, die werden unterwiesen. Sobald eine tausend Stück falzen kann, wird sie bezahlt. Aber geben's nur acht, daß Sie nicht ruinieren," sie drohte ihr mit dem Finger, "sonst kommen die Strafen." Sie lachte über die bestürzte Miene des Neulings und fügte gutmütig hinzu: "Haben's nur keine Angst, ich steh' Ihnen zur Seite."

Und nun war's, als zähle Luise bereits zu den ihrigen, die Frauen an dieser Ecke zeigten sich hilfsreich, zu jeder Art Unterweisung bereit, und Luise sah sich mit einem Male von Mitgefühl und werththätiger Theilnahme umgeben. Sie war aus ihrer trostlosen Vereinzelung gerissen, in einen Kreis aufgenommen, in dem die gleiche Arbeit, die gleichen Verhältnisse, die gleichen Bedürfnisse zur Gleichartigkeit des Wollens und der Gesinnung geführt und sie, eben noch am Rande des Abgrundes, fühlte sich gehalten und gehoben. Und es wäre also möglich, daß sie durch ihre Arbeit sich selbst ernähren könnte, nicht mehr denen zur Last fallen müßte, die sie liebte? Sie würde unabhängig sein, frei in ihrem Denken und Thun, und wenn sie sich auch jetzt noch schwach und unsicher fühlte, sie würde erstarken in dem festen Anschluß an ihre Genossinnen der Arbeit.

Schon lenkten die Vorgänge im Saal ihre Aufmerksamkeit dahin und erfüllten ihr Gemüt mit leidenschaftlicher Theilnahme.

Der Saal war jetzt vollgepfropft von Menschen, die dicht aneinander gedrängt standen, in ungeduldigem Gurren und wachsender Spannung. Sie rauchten und diskutierten in etwas gedämpften Tönen. Ein dumpfes Brausen erfüllte den Raum, wie von zurückstauenden Fluten, die im nächsten Moment tosend in verdoppelter Kraft heransürmen werden.

Im dem Kronleuchter brannten nun sämtliche Flammen und in ihrem Lichtkreis erschienen der Rauch, die Ausdünstung so vieler Menschen zu einem weißlichen Nebel verdichtet, der in seiner Durchleuchtung über die dunklen oft derben Gesichter der Männer weiche verschleierte Töne breitete.

Das Strutinium war in allen Bezirken vorüber. Die Radler, als die flinksten Berichterstatter, trafen von allen Seiten jetzt ein. Sie wurden schon an der Thür mit Hurraufen begrüßt und umringt.

Jeder wollte gleich direkt die Botschaft aus ihrem Munde vernehmen.

Ein Bureau hatte sich gebildet. Auf der Tribüne, wo am Sonntag die Musikanten saßen, hatten Vorsitzender und Schriftführer Platz genommen. Dorthin wurden die Ankommenen gestochen, gehoben, gezerrt, emporgeholt.

Sie übergaben ihre Berichte und, während das Bureau seines Amtes waltete, reichte man ihnen Bier zur Stärkung, sie gleichzeitig mit Fragen bestürmend.

Aber schon erhob sich der Vorsitzende und verkündete die Meldung der Centrale: daß für die socialdemokratischen Kandidaten in Wien achtzigtausend Stimmen abgegeben worden seien.

"Achtzigtausend!" Wie von feurigen Zungen getragen, flammte das Wort auf, von einer Ecke des Saales zur andern den Jubel entfesselnd.

Zum erstenmal hatte man sich gezählt und voll befunden. Trotz des miserablen Wahlsystems, trotz des Terrorismus, den die Herren von Wien zu üben verstanden, so viele Stimmen! Achtzigtausend! Achtzigtausend! Achtzigtausend!

Es übertraf alle Erwartungen.

"Das haben die in Berlin erst nach zwanzig Jahren des allgemeinen Stimmrechts gehabt," bemerkte der Vorsitzende.

"Hört! hört!" rief man im Saale. Man lachte, man applaudierte, man drängte neuerdings gegen die Thür.

Wieder war ein Radler abgesprungen, rot, wie ein Krebs, in Schweiß gebadet.

"In Favoriten haben wir zehntausend Stimmen," brüllte er in den Saal.

Ein Freudengetöse antwortete ihm.

"Hoch! Bivat hoch! Favoriten, der Proletarierbezirk, hoch! Das sind unsre Leute, das sind wir!"

Einer rief es dem andern zu, in voller Glückseligkeit, Stolz und Entzücken leuchtete aus aller Augen. Männer, die sich vorher nie gesehen, drückten sich die Hände, umarmten und küßten sich.

Sie alle hatten gearbeitet, einer für den andern, und brav gearbeitet. Die Organisation hatte sich bewährt, Manneszucht war auch in ihren Reihen, sie hatten die Probe bestanden. Niemand zweifelte mehr an dem Erfolg.

Eine ungeheure Zuberfücht, ein liebenswürdiger, kindlicher Optimismus hatte sich aller bemächtigt.

Das Errungene begeisterte sie, sie schwelgten im Vorhinein in ihrem Triumph. Und so beharrlich waren sie in ihrem Glauben, daß, als jetzt nacheinander die Wahlergebnisse aus den übrigen Bezirken einliefen und man erfuhr, daß die Wiedert mit der Landstraße, daß die Josefstadt verloren sei, es die von ihrem voraussichtlichen Sieg Verausachten nicht zu ernüchtern vermochte.

Auf diese Bezirke hatte man nie gerechnet dort wohnten die k. k. Hofräte und sonstige Philister, dort befanden sich die feudalen Palais, die ihren Bediententrost zur Wahlurne kommandierten und ihre Lieferanten dazu, das konnten sie nicht verhindern.

"Schad' nix. — Ach was, wir pfeifen darauf!" Und als nun gar der Name Schönbrunner als einer der gemählten Kandidaten genannt wurde, brach eine urwüchsige Lustigkeit aus.

"Der g'hört schon ihnen! — Das ist der Uebermensch an Borniertheit! — Der wird jetzt fromm werden müssen, der Herr von Schönbrunner! — Der platzt früher vor Aufgeblasenheit! — Das wär' schad', im Reichstag wollen's auch ihre Hanswürste haben!"

Robert, der Gatte Johannas, kam zu seiner Frau an den Tisch zurück. Sein Gang war jugendlich und elastisch geworden. Das dunkelbärtige Gesicht strahlte vor Freude: "Habt Ihr's gehört, wir in Favoriten sind auf der Höh', wir werden es ihnen zeigen!"

Er winkte den Kellner herbei. Darauf hin wollte er noch eins trinken. Er stellte das frische Bier seiner Frau hin, aber das Fräulein hatte auch nichts im Glas, er goß von seinem hinein. "Sie erlauben schon," sagte er zu Luise gewendet. "Stoßen Sie mit uns an auf unsern Sieg!"

Luise erhob sich. Ihr Herz klopfte, ihre Wangen brannten. Was sie in dieser einen Stunde erfahren und mit-erlebt, hatte ihr die Welt geweitet und den Sinn, und sie über ihr persönliches Schicksal emporgehoben. Die Ahnung von der großen Zusammengehörigkeit der Kinder der Arbeit, der Armen und Unterdrückten, war ihr erstanden, ihre revolutionären Instinkte waren geweckt. Schon begriff sie die Auflehnung, schon teilte sie die Freude einer Eroberung, und die Begeisterung, die alle erfüllte, belebte und erfrischte auch sie.

"Auf unsern Sieg!" rief sie. Ihre Schüchternheit war verschwunden. Sie stieß mit Robert an, mit Johanna, mit der Lehrerin. Auch die aufgeputzte Katharina hielt ihr das Glas entgegen.

Robert wollte wieder enteilen, aber Johanna flüüsterte ihm zu: "Bitte, nimm mir das Kind ab, ich kann nicht mehr, meine Beine sind steif." Er sah sie an, sie war blaß bis in die Lippen. Behutsam löste er die Kleine aus ihren Armen; an seine Brust geschmiegt, schlief sie weiter.

Die Thür ward unaufhörlich geöffnet und zugeschlagen, eben war wieder ein Radler hereingekommen, mit neuen Berichten. Alles drängte ihm entgegen.

Erregtes Murmeln ließ sich vernehmen und jetzt die lauten Rufe: "Der kommt aus Favoriten!" — "Wie schaut der aus!" — "Er blutet!"

"Die Anti haben ihn attackiert, ihm den Weg verlegt," berichtete ein Zweiter, der ihm gefolgt war. "Er stürzte, war gleich wieder oben und vorwärts!"

"Bravo!" — "Er bringt das Resultat der Abstimmung aus Favoriten!" Darauf ein noch wilderes Umdrängen. Er brachte die Entscheidung. Wie ein Delinquent, den man erwischt und zum Richter schleppt, wird der Unglückliche, der weiß, was alle wissen wollen, nach der Tribüne gebracht.

Er ist noch immer atemlos, mit Schweiß bedeckt, Blut rieselt aus einer Kopfwunde, aber schon ist er oben und allen sichtbar.

Tosende Zurufe begrüßen ihn. Luise erkannte in dem Manne Fritz Hofer.

Er hatte sich dem Vorsitzenden zugewendet, flüüsterte ihm einige Worte zu und übergibt ihm das Resultat in Biffeln. "Was giebt's? Was ist geschehen? Wir wollen es wissen — lauter — lauter. Er soll reden — lauter!" brauste es durch den Saal.

"Laßt ihn doch ausschnaufen!" rief der Vorsitzende, dem Ungeduldigen zu. "Gebt ihm nur einen Augenblick, er soll sich stärken."

Hier wurde ihm hinaufgereicht, er wies es zurück, er verlangte nach Milch.

Indes hatte der Vorsitzende den Zettel entfaltet und Einsicht genommen, worauf er ihn dem Schriftführer hinreichte. Sie sahen sich an, Unentschlossenheit malte sich in ihren Zügen, und wieder ein Flüstern.

Unten wächst der Tumult. Die nervöse Spannung, die fiebernde Ungebuld haben den höchsten Grad erreicht.

„Was ist's? Heraus damit — ein Wort, Ja oder Nein — Ja oder Nein, wir wollen es wissen!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Mitgefühl.

Aus dem Russischen.

Peter Petrowitsch Strygyn, derselbe, dem man vergangenes Jahr im Klub die neuen Gummischuhe gestohlen hat, kam um zwei Uhr nachts von der Tausche nach Hause. Um niemand aufzuwecken, zog er im Entree leise die Stiefel aus, schlich mit angehaltenem Atem auf Fußspitzen ins Schlafzimmer, klebete sich aus und schiedte sich an, ohne noch erst Licht zu machen, ins Bett zu steigen.

Strygyn führte ein nüchternes, regelmäßiges Leben, las nur moralische Bücher usw. Aber bei der Tausche hatte er sich aus Freude darüber, daß Hubow Spiridonowna glücklich niedergelommen war, vier Gläserchen Branntwein gestattet, außerdem noch ein Glas Bier, welches ihm halb nach Essig, halb nach Wismut zu schmecken schien.

Spirituose Getränke haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Seewasser und dem Ruhn: je mehr man davon trinkt, desto stärker wird der Durst. Auch jetzt, beim Auskleiden, fühlte Strygyn das unüberwindliche Verlangen zu trinken.

Ich glaube, Dschinka hat Schnaps im Büffett, und zwar oben in der rechten Ecke, dachte er. Wenn ich ein Gläschen trinke, wird sie's nicht gleich merken.

Eine Weile schwankte er noch unschlüssig zwischen Furcht und Verlangen hin und her; dann überwand er mutig seine Angst und schlich ans Büffett. Nachdem er vorsichtig die Thür geöffnet hatte, tastete er in der rechten Ecke nach Flasche und Glas, goß ein, stellte die Flasche an ihren früheren Ort zurück, betraugte sich und trank.

Zu nünftlichen Augenblick geschah etwas ganz Wunderbares: wie von einer Kugel getroffen, brach Strygyn plötzlich am Büffett zusammen. Vor den Augen flimmerte es ihm, der Atem stockte, und am ganzen Körper fühlte er ein kribbeln und Stechen, als ob er in einen Sumpf voll lauter Bluteigel geraten wäre. Vielleicht hatte er statt Branntwein eine Portion Dynamit verschluckt, das nun seinen Körper, das Haus, die ganze Straße in tausend Stücke sprengen wollte? Kopf, Hände, Füße — alles schien sich loszureißen und irgendwohin zu fliegen, zum Teufel, in die Weite.

Ungefähr drei Minuten lag Strygyn unbeweglich, ohne zu atmen, an der Erde. Dann stand er mühsam auf und fragte sich: wo bin ich? Das erste, was er deutlich spürte, als er wieder zu sich kam, war der intensive Geruch von Petroleum.

„Herr Gott im Himmel!“ entsetzte er sich. „Da habe ich wohl statt Branntwein Petroleum getrunken! Heiliger Metropolit!“

Bei dem Gedanken, daß er sich vergiftet hatte, wurde ihm heiß und kalt. Daß er das Gift wirklich eingenommen, dafür zeugten außer dem Geruch im Zimmer das Brennen im Munde, die Funken vor den Augen, das Klingeln in den Ohren und das Stechen im Magen.

Angesichts des sicheren Todes fühlte Strygyn das Bedürfnis, sich von den Seinigen zu verabschieden, mit allen versöhnt aus dieser Welt zu scheiden. Er wandte sich also nach dem Schlafzimmer Dschinkas. (Er war Witwer. Die Wirtschaft leitete seine Schwägerin Dschinka, eine alte Jungfer.)

„Dschinka!“ sagte er mit weinerlicher Stimme, in das Schlafzimmer seiner Schwägerin tretend. „Liebe Dschinka!“

In der Dunkelheit brummte etwas und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Dschinka!“

„Ja? Was?“ fragte schnell eine weibliche Stimme. „Sind Sie's, Peter Petrowitsch? Schon zurück? Na, wie war's? Wie hat man die Kleine genannt? Wer war Patin?“

„Patin war Natalie Andrejewna Welikossweiski, und Patin war Pabel Wanitsch Bessonizina. Ich . . . ich, Dschinka, glaube, ich sterbe . . . Und das Neugeborene hat man Olympia genannt. Ich . . . ich, Dschinka, habe Petroleum getrunken.“

„Petroleum? Noch schöner! Hat man denn dort Petroleum gereicht?“

„Nein, ich gestehe aufrichtig, ich wollte, ohne Sie zu fragen, noch hier ein Schnapschen trinken und . . . Gott strafe mich dafür: Aus Versehen trank ich im Dunkeln Petroleum.“

Als Dschinka hörte, daß man ohne ihre Genehmigung ans Büffett gegangen sei, wurde sie mit einem Mal munter. Sie zündete schnell Licht an, sprang aus dem Bett und lief im Hemd, sommerprossig, mit Papilloten im Haar, knochig, barfuß ans Büffett.

„Wer hat Ihnen das erlaubt?“ fragte sie streng, nachdem sie einen Blick hineingethan hatte. „Ist der Branntwein etwa für Sie hingestellt?“

„Ich . . . ich, Dschinka, habe ja keinen Branntwein getrunken, sondern Petroleum,“ murmelte Strygyn, sich den kalten Schweiß abtrocknend.

„Sol . . . Und was haben Sie am Petroleum zu suchen? Ist das für Sie hingestellt? Glauben Sie, Petroleum kostet kein Geld, he? Wissen Sie auch, wie teuer jetzt Petroleum ist? Ja? Wissen Sie das auch?“

„Teure Dschinka!“ stöhnte Strygyn. „Hier handelt es sich um Leben und Sterben, und Sie sprechen von Geld!“

„Hat sich die und voll getrunken und steckt noch die Nase hin, wo er nichts zu suchen hat!“ schrie Dschinka, böse die Büffettthür zuschlagend. „Ach, ich Märtyrerin, ich Unglückliche! Nicht Tag, nicht Nacht Ruhe! Mitter! Vasilisk! Elender Bösewicht! Mag es Ihnen in jener Welt vergolten werden! Morgen reife ich ab. Ich bin eine Jungfrau, ich erlaube Ihnen nicht, im Negligee vor mir zu erscheinen! Daß Sie sich nicht unterziehen, mich jetzt anzusehen, wo ich nicht angezogen bin!“ usw. usw.

Da er wußte, daß Dschinka, wenn sie erzürnt war, weder durch Bitten noch durch Drohungen zum Schweigen zu bringen war, machte Strygyn eine verzweifelte Handbewegung, zog sich an und beschloß, zum Arzt zu laufen.

Aber den Arzt findet man nur dann leicht, wenn man ihn nicht braucht. Nachdem er drei Straßen durchlaufen und fünfmal beim Doktor Schapcharjanich und siebenmal beim Doktor Wuljtschin geklingelt hatte, stürzte Strygyn in die Apotheke. Vielleicht konnte der Apotheker helfen?

Nach langem Warten öffnete ein kleiner, schwarzer, krausköpfiger Pharmazeut im Schlafrock und mit so ernstem, klugem Gesicht, daß Strygyn bei seinem Anblick ganz bange wurde.

„Was wünschen Sie?“ fragte er in einem Ton, wie ihn nur ein sehr kluger, solider Pharmazeut an sich hat.

„Um Gotteswillen . . . ich beschwöre Sie!“ stammelte Strygyn, nach Luft schnappend. „Geben Sie mir irgendwas . . . Ich habe soeben aus Versehen Petroleum getrunken. Ich sterbe!“

„Bitte sich nicht aufzuregen und genau auf meine Fragen zu antworten. Der Umstand, daß Sie so aufgeregt sind, gestattet mir nicht, Sie zu verstehen. Sie haben also Petroleum getrunken, ja—a?“

„Ja, Petroleum! Helfen Sie, um Gotteswillen!“

Der Pharmazeut ging kaltblütig und ernst aus Schreibpult, öffnete ein Buch und vertiefte sich in die Lektüre desselben. Nachdem er zwei Seiten gelesen hatte, zuckte er eine Schulter, dann die andre, machte ein verächtliches Gesicht und ging nach einigem Nachdenken ins anstoßende Zimmer. Es schlug vier. Eine Viertelstunde später kehrte der Pharmazeut mit einem andren Buch zurück und begann wieder zu lesen.

„Um . . .“ sagte er endlich unentschlossen. „Schon der Umstand, daß Ihnen nicht gut ist, genügt, um Ihnen begreiflich zu machen, daß Sie einen Arzt aufsuchen müssen und nicht eine Apotheke.“

„Aber ich war ja schon bei zwei Ärzten, . . . konnte keinen herausklingeln!“

„Um . . . Sie scheinen uns Pharmazeuten nicht für Menschen anzusehen, wenn Sie uns selbst um vier Uhr nachts aus dem Schlafe wecken. Jeder Hund, jede Kacke hat ihre Nachtruhe. Sie glauben wohl, wir sind keine Menschen, haben Nerven wie Stride?“

Strygyn hörte dem Pharmazeuten zu, seufzte und ging nach Hause.

Es ist also mein Schicksal — ich soll sterben! dachte er.

Sein Mund brannte und roch nach Petroleum, im Magen staß es, in den Ohren klang es. Jede Minute schien es ihm, daß sein Ende da wäre, daß sein Herz schon nicht mehr schlage.

Nach Hause gekommen, beeilte er sich, auf einen Zettel zu schreiben: „Ich bitte, niemand die Schuld an meinem Tode beizumessen,“ betete dann, legte sich hin und deckte sich bis über den Kopf zu. Die ganze Nacht schlief er nicht, sondern wartete auf dem Tod und stellte sich vor, wie sein Grabhügel sich mit jungem Grün bedeckt, und wie die Vögel darüber zwitschern. . . .

Morgens fekte er sich im Bett auf und sagte lächelnd zu Dschinka:

„Wer ein normales, geregeltes Leben führt, teure Schwägerin, dem kann kein Gift etwas anhaben. Nehmen Sie z. B. mich. Ich war am Rande des Verderbens, dem Tode nahe, litt Höllenqualen, und jetzt — nichts. Nur im Munde brennt noch ein bißchen und im Schlunde kratzt es, aber der übrige Körper gesund, Gott sei Dank! Und warum? Weil ich ein normales, geregeltes Leben führe.“

„Nein!“ leuchtete Dschinka. „Weil das Petroleum nichts taugt!“

Kleines feuilleton.

ns. Landpartie. Die Pferde vor den Kremsern hoben mutig die Köpfe in der frischen Morgenluft und wickelten zuweilen vor Vergnügen. Dabei tanzten die bunten Papierfahnen am Geschirr und die farbigen Lampions schaukelten in den Seitenöffnungen der Wagen. Im ersten Kremser saßen die Russikanten und pukten die Mandbitude ihrer Instrumente. Als der erste dunkle Strich vor ihnen an der Chaussee aufstauete, begannen sie zu blasen: „Wer hat dich, du schöner Wald . . .“ Schwankte der Wagen auf dem unbequemen Pflaster, dann purzelten die Löwe durcheinander und schienen gegenseitig in Händel zu geraten. Aber das merkte keiner. Oder es sagte doch niemand etwas.

Im zweiten Krenser sang man den Text zu der Melodie — bis auf einen, den sie den „langen Heinrich“ nannten. Der ärgerte sich nämlich darüber, daß er keinen Platz mehr im dritten Wagen erhalten hatte. In diesem saß unter den übrigen der ewig fidele Vereinsbudifer, der gerade dabei war, einigen Bekannten den Wert des Sonnabends für Ausflüge begreiflich zu machen, „indem daß sie alle am Sonntag ausschlafen können.“ Dann streckte er den Kopf aus dem Wagen und besichtigte die Gegend:

„Nu wär's aber bald Zeit zu's Frühstück, Kinder. Ich hab' 'n Hunger, 'n Hunger . . . 1 Manul!“ Er wandte sich plötzlich zu einer Gruppe von Frauen im Wagen: „Wat habt Ihr 'n da zu erzählen?“

„Räuberpistolen,“ lachte einer.
„So?“ Eine Frau wandte sich empört herüber: „Ihr wißt doch ganz jut, daß heute hier eene fehlen duht.“

„Ach so: Mieke.“
Es wurde ganz still im Wagen. Einige winkten resigniert.
„Laßt doch die Geschichte.“

„Vor'n Jahr war se noch bei uns.“
„Und vor'chte Woche ha'm wer se bejraben.“

Alle sahen ernst vor sich hin. Dann sagte der Budifer: „Ich kann't nich verstehn. Wenn se alle gleich in't Wasser springen wollten, weil ihnen wat Menschliches passiert is, denn möchten nich vilke mehr übrig bleiben.“

„Wat sollt se denn machen?“ erwiderte die Frau von vornhin.
„'n Kind uff 'n Hals und nischt zu bejken! Der Kerl is weg. For so 'ne Hallunien jibt's ja ooch keene Paragraphe.“ Sie kehrte sich jäh zu einer hübschen Blondine, die ihr gegenüber saß: „Daß Du Dir mit keinen Kerl einläßt, Trudel! Hast jehört, wat dabei raus-tommt.“

„Trude is viel zu jechent, Frau Hollmann.“
„Ich kann doch nich davor, wenn mir de Männer nachslofen,“ trotzte das Mädchen. Dabei strichen die hellen Wlode mit einem gewöhnlichen Stolz über die Insassen des Wagens. „Ueberhaupt, den möcht' id erst 'mal seh'n —!“ und sie lachte herausfordernd.

„Na, na,“ sagte der Budifer und setzte sich in eine komisch-stolze Postur, „id zum Beispiel.“

„Dir wer' id,“ drohte seine Frau.
„So war's richtig!“ lachte Trude. Und die andern stimmten ein. —

Hart am Waldrande hielten die Wagen. Die Frauen trugen Körbe und Taschen zum Frühstückspfad, während der Budifer ein Häßchen, das bisher unterm Wagen gebaumelt, loshatte und den Ausschaut begann. Er hatte nicht wenig zu thun und mahnte wiederholt: „Laßt mir man ooch noch 'n Droppen übrig.“

Höher und höher stieg die Sonne. Einige hatten sich nach dem Frühstück zur Siesta ausgestreckt, andre, darunter Trude und der „lange Heinrich“, jagten sich im eifrigen Spiel. Endlich hob der Budifer das leere Häßchen hoch und rief: „Kinder, de Medezin is alle! Wenn eenen schlecht wird — id jarantiere for nischt.“

Das wirkte wie ein Signal. Bald trabten die Braunen gemächlich weiter, Musik, Gesang, Lachen hinter sich. Dorf um Dorf kam in Sicht und verschwand wieder. Dreimal mußte Station gemacht werden, „weil die Pferde durstig sind“. Und als endlich die „Waldburg“, das Ziel der Fahrt, erreicht war, ging es schon stark in den Nachmittag. Dann hob ein Kaffeetoch an. Und als die diebäuchigen Kannen auf der langgestreckten Gartentafel standen, behauptete der Budifer: „So 'ne großen Köppe jibt's ja jar nich.“ Danach drückten sich einige zur Regalbahn; andre suchten einen versteckten Winkel, „um die neuen Stailarten zu probieren“, und im Saale ging der Tanz los. Bald gab's glühende Gesichter, fächelnde Taschentücher und zerkaufte Frisuren.

„Nee,“ seufzte Frau Hollmann nach einem Tanz, als sie wieder an ihren Gartentisch trat, „nee, meine Trude, das Mädchen!“ Sie schüttelte halb mißbilligend, halb stolz den Kopf: „Det is doch wahrhaftig immer de döllste.“

„Wat denn?“ entgegnete der Budifer, „soll se vielleicht Strümpfe stoppen?“

Indessen walzte Trude im Saal, daß die Rölke flogen. Sie ließ keinen Tanz aus. Und der sie meistens im Arm hatte, das war der „lange Heinrich“ aus dem zweiten Krenser. In den Pausen saß er bald mit Trude an einem Tisch und stieß mit ihr an. Dabei blinzelte er ihr zu. Und Trude mußte öfter lachen: „Nee, id weech ja nich, wat Sie haben?“

„Sie jefall'n mir,“ erwiderte der Lange. —

Draußen hing sich schon die Dämmerung in die Baumkronen. Im Saale schmetterten noch immer die Musikanten und um die Lampen zogen sich bläuliche Dunstkreise von Rauch und Staub. Nun sangen und tanzten die Alten mit den Jungen im wirbelnden Kreise. Wie ein Raummel von ausgelassener Luft lag's über allen.

Trude stand, an die geöffnete Eingangstür gelehnt, und ließ die Abendlüfte über das erhigte Gesicht streichen.

„Wir könn'n ja 'n Stückken jehn,“ sagte der „lange Heinrich“ und zog sie hinaus in den halbdunklen Garten, dann durch die Pforte ins Freie. „Hier is't schön.“

„Ja,“ Trude sah nach den flimmernden Sternen über den Baumwipfeln. „Hier is't schön. Und daß man jekt gerade nach Hause muß!“

„Schade.“ — —

Die ersten beiden Krenser mit ihren hellen, bunten Lampions setzten sich eben zur Rückfahrt in Bewegung, als Frau Hollmann im letzten rief: „Manul! Wo is denn Trude?“

Man rief und suchte. Vergeblich.

„Se wird in'n andern Krenser sitzen,“ rief der Budifer.

„Los, Kutscher!“
Frau Hollmann wollte wieder aussteigen. Man hielt sie zurück. Sie starrte furchtsam in das Dunkel der Straße. „Wo doch man erst das mit Miegen passiert is!“ seufzte sie.

Der Budifer legte ihr schmerz die Hand auf's Knie: „Ich will Jhn' mal wat sagen, Frau Hollmann: manchmal kommt et ja so, aber manchmal kommt et ooch anders!“

In diesem Augenblick hielt der zweite Wagen neben ihnen und man rief herüber: „Is der „lange Heinrich“ da?“

„Neel!“ Ein Schmunzeln allerseits. Nur der Budifer mußte laut lachen: „Alles in Ordnung, Frau Hollmann! Nächstes Jahr haben wir 'n junges Ehepaar bei uns. Oder id müßte den Langen schlecht kennen.“ —

Völkerkunde.

cl. Ueber Kunst und Kunstsinne bei den Bahau- und Kenja-Dajak auf Borneo sprach Dr. A. W. Nieuwenhuis (Leiden) auf dem 35. Deutschen Anthropologenkongreß in Greifswald. Der Vortragende legte eine Sammlung sehr schöner Kunstzeugnisse dieser Stämme vor. Bekanntlich zeichnen sich die Dajak durch eine sehr hohe künstlerische Entwicklung aus, welche bei den genannten Stämmen, ihrer isolierten Wohnlage wegen, zu besonderen Beobachtungen Anlaß giebt. Sie befaßten sich beinahe ausschließlich mit Verzierungs-kunst, bei der sie hauptsächlich diejenigen Objekte aus ihrer Umgebung als Motive verwenden, die in religiöser oder anderer Hinsicht einen starken Eindruck auf sie machen, wie z. B. Mensch, Hund, Tiger, Rhinocerosvogel, Bluteigel, Argusfasan, Schlange und Eule. Die prachtvollen Ornamente, mit denen sie ihre Häuser verzieren, verdanken ihre Entstehung der Sitte, die bösen Geister mittels Nachahmungen menschlicher Genitalien zu verschrecken. Die schönsten Kunstgegenstände bilden form- und farbenreiche Perlenarbeiten, Schnitzereien aus Hirschhorn, Bambus und Holz, welche von den Besitzern selbst verfertigt und nicht veräußert werden. Wie sehr die Kunst dieser Stämme von deren Gemütsleben abhängt, zeigt sich darin, daß Männer und Frauen keinen Unterricht in irgend einem Kunsthandwerk erhalten, in der Periode geschlechtlicher Reife aber von selbst anfangen, als Geschenke für das andre Geschlecht künstlerisch verzierte Gegenstände herzustellen. Viele hören nach der Heirat mit dieser Arbeit auf, andre, reichere Leute, fahren mit ihr fort und liefern die wertvollsten Produkte. Bei Männern und Frauen findet, auch wenn sie einen Gegenstand gemeinschaftlich herstellen, stets Arbeitsteilung statt; die Männer entwerfen die schönen Muster und sind geschickter in der Handhabung von Messer, Hammer und Meißel, die Frauen zeichnen sich dagegen durch Farbensinn aus und verstehen sich besser auf Sticken, Weben und dergleichen. Die verschiedensten Gegenstände werden von diesen Dajak mit denselben Motiven verziert, was jedoch weniger ihrer Gedankenarmut, als den äußeren Verhältnissen, in denen sie leben, zuzuschreiben ist. Sie zählten nämlich nur einige Tausend erwachsene Personen und ihre dürftigen, wenig wechselnden Existenzbedingungen bieten ihrer Phantasie keinen Ansporn zur Vervollkommnung ihrer Kunst. Nur da, wo ihre Gesellschaft ein größeres Feld der Tätigkeit darbietet, wie bei der Tätowierung, die bei jedem Individuum verschieden ist, findet man auch eine größere Verschiedenheit in ihren Entwürfen. Eine strenge Durchführung der Symmetrie und eines Motivs zeigt sich nur bei den Kunstwerken, welche von hochentwickelten Künstlern herrühren. Im Stammland der Bahau und Kenja, dem Ursprungsgebiet des Kajan, steht die Kunst am höchsten; diejenigen Stämme, welche in die von Malaria durchseuchten Gegenden am Ober-Mahalam und Ober-Kapuas zogen und dort infolge der schlechten hygienischen Verhältnisse und der Verührung mit den Küstenmalayen degenerierten, stehen in ihrer Kunstentwicklung viel niedriger. Eigentümlicherweise schätzen und gebrauchen diese Dajak, trotz ihres feinen Sinnes für Form und Farbe, doch die häßlichen, billigen Produkte europäischer Industrie. Man muß diese Thatsache dem Umstande zuschreiben, daß ihr Geschmack sich bisher nur an ihren eignen Erzeugnissen bildete und daß sie mit ihrer jetzigen psychischen Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst außer stande sind, gänzlich fremde Produkte zu beurteilen. —

Humoristisches.

— Naiv. (Sommerfrischlerin zur kleinen Tochter der Wirtin): „Mußt Du auch schon in der Küche helfen, Kätschen?“

„Nur im Sommer; da muß ich die Fliegen aus der Suppe herausfischen!“ —

— Noch mehr. Fräulein: „Das Publikum ist nicht recht „warm“ geworden, wie neulich Ihre Gedichte vorgelesen wurden!“

Dichter (eifrig): „Oho, geschwitzt haben sie!“ —

— Seufzer eines Pfälzers nach der Hochzeit. „Jekt hab' ich gemeent, ich hab's, wann ich se hab'. — Jekt hab' ich se, — jekt hab' ich's!“ —

(„Fliegende Blätter.“)